

Abends.

Abends seh ich gerne noch einmal hinaus, wenn im Sternenshine schlummert Haus an Haus.

Wenn das Glitzerkleid sich um die Dächer schmiegt, der verschneite Garten tief im Traume liegt.

Und wenn durch die Tanne, die vorm Fenster steht, leiser Nachtwind taftet und Geslod abweht.

Abends seh ich gerne noch einmal hinaus, wenn wie alle andern schläft auch unser Haus.

Job. Richter-Wilsdruff.

Vorweihnachtliches Berlin.

Der Weihnachtsmarkt — Karl May in Die — Knecht Ruprecht persönlich — Es wird gekauft — Patehothst.

Alle Jahre wieder hört man um die Weihnachtszeit die bewegliche Klage, daß der alte, berühmte, einst soviel besungene und in Wort und Bild verherrlichte Berliner Weihnachtsmarkt endgültig tot sei, und alle Jahre wieder stellt man dann mit Erstaunen fest, daß er nicht einmal scheintot, geschweige denn richtig tot ist, sondern immer noch quällebendig. Er hat sich nur, wie alles in unserer Zeit, ein bißchen verändert, so daß die älteren Berliner, die in ihren Jugendjahren den romantischen Weihnachtsmarkt auf dem Schlossplatz und im Lustgarten und auf dem Potsdamer Platz als geräuschvolles Volksfest mitgemacht haben, dem Weihnachtsmarkt von heute etwas fremd gegenüberstehen. Der Weihnachtsmarkt hat sich verkrüppelt und verzeitelt, er ist nicht mehr einheitlich, nicht mehr ein großes Ganzes — ein Stückchen ist hier, ein Stückchen ist dort, aber gestorben ist er keinesfalls, und wer sich das einzureden sucht, dem muß man es sofort wieder ausreden. Allerdings: die Hampelmänner, die Knarren, die weißen Schächel, die brummenden Waldbüffel von Anno Dazumal, die sieht man nicht mehr oder sieht man nur noch in vereinzelt Exemplaren.

Der Berliner Weihnachtsmarkt von heute, den die geschmackvollen Auslagen in den ganz auf Weihnacht eingestellten Geschäften ergänzen, hat sich modernisiert, und das wird ihm nur von Leuten, die zeit ihres Lebens in der Vergangenheit herumstochern und nur diese als wunderschön preisen, als Fehler angekreidet. Auf dem Weihnachtsmarkt von heute sieht man neben Dingen, die von alterherber dorthin gehören, neben Haushaltungsgegenständen, Kleidungsstücken, Strümpfen, Krawatten, Taschentüchern, Pfeffertuchen, rührend einfachen Spielwaren sieht auch richtige Berliner Mietskasernen als Kinderspielzeug, sieht man aus viel geöffnete Figuren der abenteuerlichen Romane von Karl May, sieht man in achtbarer Größe den Juppelin und Dorniers „Do X“, sieht man Tanks und Kanonen und Soldaten und sieht man sogar den Weihnachtsmann persönlich und durchaus lebendig mit sämtlichen Requisiten, die zu ihm gehören, dem weißen Bart, der Kapuze, dem Sack und der Rufe. Er verschenkt aber nichts, der moderne Weihnachtsmann, sondern läßt sich alles bezahlen, denn er ist von Beruf ein Händler, der genau so bringen Geld braucht wie wir alle, und der sich in das Ruprechtstüm nur deshalb gekleidet hat, weil er in solcher Maskierung bessere Geschäfte zu machen hofft.

Es herrscht in diesen Vorfesttagen ein ungemein lebhaftes Leben und Treiben auf dem Weihnachtsmarkt, und am Abenden und goldenen Sonntag und an den Tagen

zwischen den Sonntagen gab es zu gewissen Stunden ein geradezu lebensgefährliches Gedränge auf Straßen und Plätzen, vor Buden und in Kaufhäusern. Und es soll sogar wieder richtig gekauft worden sein, mehr jedenfalls, als man erwartet hatte. Daß plötzlich großes Geld über Berlin und die Berliner gekommen sei, wird man kaum annehmen dürfen, aber es fehlte wirklich schon in vielen Familien am Allernötigsten, und so mußte man die paar Sparatroschen hervorholen und unter der Spitzmarke „Weihnachtsgeschenk“ kaufen, was man ohnehin in aller-nächster Zeit als dringend notwendig hätte kaufen müssen. Überflüssiges oder was man so nennt wurde meist nur von denen gekauft, welche nicht allzu ängstlich auf jeden Groschen zu achten brauchen. Aber eine kleine „An-turbelung der Wirtschaft“ läßt sich immerhin feststellen. Ob der Handel mit Weihnachtsbäumen besonders ergiebig war, das wird sich erst in den letzten Stunden vor Beginn des Heiligen Abends mit einiger Sicherheit ermitteln lassen, denn die Berliner oder doch viele Berliner haben von jeder die Angewohnheit, den Weihnachtsbaum erst fünf Minuten vor zwölf sozusagen im Rausch zu kaufen, weil er dann erheblich billiger ist. Einstweilen stehen die Bäume, die zum größten Teile aus dem Harz stammen, noch in langen Reihen auf den Straßen aufgeschichtet, und dahinter steht der Mann (oder auch die Frau), der sie feilhält, und reibt sich die Hände, aber nicht vor Ver-gnügen darüber, daß er so viel verdient, sondern weil es immerhin ein bißchen taft ist trotz des milden Wetters, das wir haben, eines Wetters, das eine begründete Aussicht auf Weihnachtsschnee noch nicht zuläßt.

Groß und bewundernswert ist, wie in jedem Jahre, die Arbeit der Berliner Postämter in diesen Weihnachts-tagen. Man hat ausgerechnet, daß im Weihnachtsmonat fast fünfzehn Millionen Pakete aller Art über die Berliner Postämter gehen. Fünf Millionen Stück werden in Berlin aufgefertigt, und fast drei Millionen Stück werden in Berlin zugestellt; etwa sieben Millionen aber machen in Berlin für kurze Zeit Station und werden hier um-geladen und weitergeleitet. Das ist aber noch lange nicht alles, was über die Bedeutung der Berliner Vorweih-nachten zu sagen ist. Es lesen sich Geschichten erzählen von einem romantischen Tiroler Alpenhäuschen, das Jahr für Jahr erscheint und direkt vor dem Rathaus-Platz nimmt, um „Alpenräuberquäde“ an die Berliner, vor allem aber an die Berlinerinnen, zu verkaufen; es ließe sich berichten von einer von der „Forschungsgesell-schaft für Spiel und Spielzeug“ bei Berliner Kindern ver-anstalteten Bunschzettelumfrage, die eine überweltliche Sehnsucht nach — Kamelhaarstüben und Jimmoldaten zutage treten ließ; und es ließe sich mancherlei mitteilen über gebiegene Inschriften auf Pfeffertuchherzen, deren Klaffsicht und der Vers:

„Dieser Kuchen ist von Honig, Wehr bekommst du sowieso nicht!“

zu sein scheint. Aber ehe wir das alles zu Ende berichten, ist aus Vorweihnachten Weihnachten geworden, und so bleibt uns nichts anderes mehr übrig, als allen ein recht frohes Weihnachtsfest zu wünschen — selbstverständlich auch allen Nichtberlinern!

Diogenes von der Bank.

Opferwilligkeit und Kameradschaft.

Weihnachtsgruß der Stahlhelmführer.

Die Bundesführer des Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, veröffentlichen einen Weihnachtsgruß, in dem es heißt:

„Durch das Weihnachtsfest ist eine kurze Ruhepause im politischen Kampfe eingetreten. Das deutsche Volk sollte den für die Dauer des Festes christlicher Liebe geltenden politischen Burzfrieden zum Anlaß nehmen, sich auf seine Schicksalsverbundenheit zu be-sinnen, die über allen politischen Streit hinweg die Grund-lage nationaler Zusammengehörigkeit sein muß. Der Geist der Opferwilligkeit und Kameradschaft muß zum tragenden Feltter deutscher Staatsgesinnung werden. Das ist unser Weihnachtsgruß und Wunsch an alle Kameraden und Freunde unseres Bundes in allen deutschen Landen.“

Fördert die Ortspresse

Zeitung vorgelesen hatte, wo jedes Wort wie ein Hammer schlag klang:

Jedwede Minute mahnt's: Menschen sind jetzt in Not; Jede Minute ahnt's: Brüder schlägt man dir tot! Nichts denken als dies und immer dies Menschen in Not, Brüder dir tot; Krieg ist im Land!

Ja, und die alte Schwarzwälderin schien mit ihrem langsam-wichtigen Pendelschlag ewig zu sagen: Menschen in — Not! Brüder dir — tot! Kriegszeit, Notzeit!

Es hieß in Gottesnamen aushalten. Die Annemarie mußte jetzt des Bruders Stelle einnehmen. Und sie führte ihr Flug-gepänn, daß es wahrhaftig eine Lust war, ihr zuzuschauen. Auch die Wägel hatten meist Feldarbeit. Das Korn war zwar herein, aber es standen noch Kartoffeln und Rüben drau-ßen. Und der Winterroggen mußte gesät werden, es war höchste Zeit.

Der stolze Bauer vom Heidehof ging jetzt tüchtig in den Sielen, denn der alte Knecht Mattes schaffte es allein nicht. Und so oft man auch ein junges Knechtlein auftrieb, wurde es immer nach kurzer Zeit fortgeholt und in den feldgrauen Rod gesteckt. Für die gab's jetzt andere Arbeit — blutige.

Blutige! . . . Die Frau vom Heidehof blieb plötzlich in der Küche stehen, das abgerahmte Milchdeppen in den Händen, und schaute mit leeren Augen in eine Ecke des großen Rau-mes. Und doch war dort nichts zu sehen; höchstens, daß die kleine graugetigerte Mailoze dort mit einem Wollknäuel sich die Zeit vertrieb, das Gertruds Stopfbord entfallen war. Und das war doch nichts Besonderes.

Aber darauf sah die Bäuerin auch gar nicht. Ihre abwesen-den Blicke gingen durch die Mauer hindurch — weit, weit in jellose Fernen.

Sie horchte . . . horchte. Hatte sie nicht soeben einen erstick-ten Schrei gehört: „Mutter! . . . Mutter!“ Irgendwoher — aus einem verschütteten Stollen — aus dem Kampfgewühl eines Bajonettangriffs — aus Schlamm und Sumpf! . . .

Ein Jünger lief durch ihren Körper. Mit einem Ruck riß sie die Augen los und stellte hastig die Milch auf den Tisch. Sie hatte doch gar keine Zeit zum Sinnen und Träumen!

Kurze politische Nachrichten.

Auf Weisung der Oberreichsanwaltschaft wurde in Berlin einer der höchsten Funktionäre der Kommu-nistischen Partei, der Reichstagsabgeordnete John Schehr, von Beamten der Zentrale der Staats-polizei festgenommen und in das Polizeigefängnis ein-geliefert.

Der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, Freiherr von Braun, wird am Donnerstag, den 22. Dezember, um 19 Uhr, auf der Deutschen Welle über „Die Landwirtschaft an der Jahreswende“ sprechen. Da es sich um die erste Rede des Reichsernährungsministers nach der Umbildung der Reichsregierung handelt, wird der Rundfunkvortrag voraussichtlich auch auf die meisten anderen Sender über-nommen werden.

Durch Notverordnung wird die Schlachtsteuer nunmehr auch in Mecklenburg-Strelitz mit Wir-kung vom 1. Januar 1933 ab in Kraft gesetzt. Das Finanz-ministerium wird ermächtigt, falls Gegenfeitigkeit verbürgt ist, die Ausgleichsteuer gegenüber anderen Ländern nicht zu erheben.

Das Urteil im Prozeß Staat-Kirche.

Millionenzahlungen an die Landeskirche. In der verfassungswidrlichen Streitsache der Evan-gelischen Landeskirche Sachsens gegen das Land Sachsen hat der Staatsgerichtshof nunmehr seine Entscheidung da-hin verkündet, daß dem Begehren der Evangelischen Landeskirche in allen wesentlichen Punkten in vollem Um-fange entsprochen wird. Soweit die geforderten Nach-zahlungen in Betracht kommen, sind vierteljährlich je 200 000 Mark bis zur Erreichung einer Gesamtsumme von 5 Millionen Mark zu zahlen.

Durch diese Entscheidung wird das Land Sachsen ver-pflichtet, der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche vom 1. April 1932 ab die vollen vierteljährlichen Zahlungen zu leisten, und zwar als Entschädigung an Geistliche und Kirchendiener für weggefallene Soldegebühren 310 000 M., als Zuschuß zu Ablosungsrenten für den Getreidezehnten 1000 Mark, für den Gottesdienst in der Hofkirche zu Treßden 12 000 Mark, für die Geistlichen, Pfarrer, Witwen- und Waisenfürsorge 3000 Mark, ferner jährliche Zuschüsse zur Befolgung der Geistlichen in der Höhe, daß damit 60 Prozent des Alterszulagenbedarfs für die ständigen Geistlichen gedeckt wird (beschränkt auf die Höchstzahl von 1500 Geistlichen), ferner als Ablosung der bisherigen Lei-stungen der Amtshauptleute als Kommissoren jährlich die jeweiligen Dienstbezüge für fünf Beamte in der Gruppe VIIb der Staatlichen Befoldungsordnung, für zwölf Beamte in der Gruppe XIV, und für zehn Beamte in der Gruppe XVIII; dann 25 Prozent des Gesamtbetrags der ersten Bezüge als Versorgungsbezüge und 15 Prozent als Geschäftsauswand; endlich zur Abdeckung der für die Zeit vom 31. März geschuldeten Rückstände an Leistungen auf allen diesen Gebieten ist das Land Sachsen verpflichtet, der Landeskirche vom 1. Januar 1933 vierteljährlich je 200 000 Mark jeweils am 10. des zweiten Vierteljahres-monats bis zur Erreichung einer Gesamtsumme von 5 Millionen Mark zu zahlen.

Wieder ein Autounglück auf vereister Landstraße.

Baronin Langwerth von Simmern schwer verletzt.

Auf der vereisten Landstraße nach Wallau geriet der Wagen der Baronin Langwerth von Simmern ins Rutschen und prallte mit einem Lastauto zusammen. Die Baronin Langwerth von Simmern, die am Steuer des Personenautos saß, trug schwere Kopfverletzungen und Schnittwunden im Gesicht davon, während die Baronin eine Gehirnerschütterung erlitt. Eine dritte Dame wurde gleichfalls schwer verletzt. Die Baronin Langwerth von Simmern ist die Gattin des ehemaligen Reichs-kommissars für die besetzten rheinischen Gebiete in Koblenz.

Die vom Heidehof

Roman v. Henrietta Brey Copyright by Romandienst „Digo“, Berlin-Schmargendorf

26. Fortsetzung.

„Siehst du wohl! Und da wolltest du fahnenflüchtig werden? Nein, Kind, bleib du nur in der Schule deiner Eltern! Irgendwo bist du besser am Plage als in der lieben Heimat.“

Sie schüttelten einander die Hände. Leichtfüßig eilte das Mädchen nach Hause.

„Prächtiges Mädel,“ murmelte der alte Herr, ihr nach-sehend. „Bär“ wahrhaftig schade gewesen, wenn sie um den Leichtfuß — Ah bah! eine Adelheid Liesefeld geht an so was nicht zu grunde. Ist zu ferngesund. Müßt nur wissen, ob der verfluchte Junge jetzt . . . Muß mal bei der Frau H. zger auf den Busch klopfen; dem alten Startopf ist ja nicht beizukom-men.“

Die Frau vom Heidehof warf einen Blick auf die alte Kastenuhr in der Küche, die unbekümmert um das Drängen der Arbeit gleichmäßig wie ein ehernes Schicksal ihren Gang ging.

Schon bald Abendessenszeit! Eilig warf sie eine Handvoll Salz in die Kartoffeln und schob den Topf ans Herdfeuer. Schnitt die Speckscheiben herunter und lief in die Milchkam-mer, um die Milch zur Suppe zu holen. Durch das Fensterchen der kühlen, tiefer gelegenen Milchammer drang vom Schweinehaus her ungeduldiges Quitten und Schreien — markdurch-dringend.

„Ja, ja, wartet doch! Man kann nicht alles zugleich!“

Sie wischte den Schweiß aus der geröteten Stirn. Jetzt gegen Abend stieß und drängte sich immer alle Arbeit. Ob die Hamme noch nicht zum Melken vom Felde kam? Es wurde ihr fast zu viel, ohne die kräftigen Arme der Annemarie in Haus und Stall fertig zu werden. Man sieht doch seine Knochen, wenn man nicht mehr die jüngste ist. Ja, und Kummer und geheimes Leid bleibt auch nicht bloß in den Kleidern sitzen. Was hilft's? es ist Kriegszeit, Notzeit! Wie hieß auch wie-der der Bers, den der Bauer mit schwerer Stimme aus der

Doppelte, dreifache Arbeit hielt sie von früh bis spät auf den Füßen, bis sie abends todmüde in die getürmten Kissen sank. Aber oft befiel es sie mitten in der Arbeit — willenlos, wie eine Gewalt, die stärker war als sie — dies verlorene Splint-stren und Grübeln und Lauschen! Ja, es war oft, als ob sie den ganzen Tag aufhorchte auf irgend etwas Fernes; es schien als ob sie immer auf etwas warte, mit gespannten Zügen.

Sie sah dem Briefträger immer mit hungrigen Augen ent-gegen.

„Borau wartest du denn, Mutter?“ fragte Annemarie eines Tages verwundert, als die Mutter dem alten Thomas zwei Karten von Bernd und eine Zeitung abgenommen hatte und die Sachen zögernd in der Hand hielt, als müsse aus der Tiefe der unergründlichen Posttasche noch etwas ersehntes auftauchen. „Sonst nichts?“ bettelten ihre Augen.

„Borau wartest du? Bernd schreibt doch so oft, da kann man nicht über klagen, mein' ich. Und gut geht es ihm auch noch.“

„Ja, Gott Dank — ja, et geht ihm gut,“ murmelte die Frau und griff zum Tränkeimer für das Jungvieh — besann sich aber, stellte ihn wieder hin und setzte sich mit des Sohnes Karten an den Tisch. Annemarie aber, die einen Brief von ihrem Schatz erobert hatte, lief in die Aufkammer, um ihn erst mal allein zu genießen.

Bernd schrieb regelmäßig. Alles, was er tat, war bedacht-sam und zuverlässig, so wie man es von ihm erwarten konnte. Aber es waren immer nur Karten. Zu einem Brief hatte er sich bisher noch nicht ausschwingen können. Das konnte man nicht verlangen! Briefschreiben war seine starke Seite nicht. Der Pflug schien ihm leichter zu regieren als die Feder.

Und dann war ja noch ein liebes blondes Mädel da, die wartete . . . ja, da ging's eben nicht anders, da mußte er sich schon mal zu einem Brief hinreihen, wenns auch saure Arbeit war und ein merkwürdiger Liebesbrief wurde.

Nach dem Heidehof also kamen nur Karten. Und jede Karte begann unweigerlich: „Teile Euch mit, daß . . .“

Annemarie lachte. „Teile Euch mit — teile Euch mit! Er kann doch mal wat andres schreiben! Erlebnisfe erzählen un sowat. Der Bernd weiß doch auch rein nix zu sagen!“

(Fortsetzung folgt.)